

(Nachdruck verboten.)

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Krylow liebte die Pawlowna, wie Männer Frauen lieben, aber da er ihr Verhältnis zur Liebe kannte, verbarg er sein Gefühl geschickt unter der Maske der Freundschaft und Dankbarkeit dafür, daß sie ihn mit besonderer Zärtlichkeit verehrte. Rabatow und die Kanzewa waren durch sehr komplizierte Liebesbeziehungen miteinander verbunden. Wie Marja Pawlowna ein vollständig keusches Mädchen war, so war die Kanzewa die vollständig keusche Frau eines Mannes — als Weib.

Mit sechzehn Jahren, noch auf dem Gymnasium, hatte sie Kanzew, einen Studenten der Petersburger Universität, lieb gewonnen und ihn mit neunzehn Jahren geheiratet, als er noch auf der Universität war. Im vierten Kurse wurde ihr Mann, der in eine Universitätsgeschichte verwickelt war, aus Petersburg verbannt. Sie lieb die medizinischen Vorlesungen, die sie hörte, im Stich und zog ihm nach. Wenn ihr Mann nicht der Mensch gewesen wäre, den sie für den allerbesten, allerständigsten von allen Leuten auf der Welt hielt, so würde sie ihn nicht lieb gewonnen und ohne Liebe nicht geheiratet haben. Nachdem sie aber einmal den nach ihrer Ueberzeugung allerbesten und verständigsten Menschen von der Welt lieb gewonnen und geheiratet hatte, faßte sie natürlich das Leben und seinen Zweck genau so auf, wie es der allerbeste und verständigste Mensch von der Welt aufsaßte. Er faßte das Leben zuerst so auf, daß man lernen müsse, und sie faßte es ebenso auf. Sie konnte sehr gut darthun, daß die bestehenden Verhältnisse unmöglich wären, und daß die Pflicht jedes Menschen darin bestünde, gegen sie zu kämpfen und den Versuch zu machen, die Lebensordnung einzuführen, bei der die Persönlichkeit sich frei entfalten könnte und so weiter. Und es schien ihr, daß sie wirklich so dachte und fühlte, in Wirklichkeit aber dachte sie nur, daß alles das, was ihr Mann dachte, die wahre Wahrheit wäre, und suchte nur eins: volle Uebereinstimmung, Verschmelzung mit der Seele ihres Mannes, was ihr allein sittliche Befriedigung verschaffte.

Die Trennung von ihrem Mann und Kind, das ihre Mutter zu sich nahm, wurde ihr schwer. Aber sie ertrug diese Trennung fest und ruhig im Bewußtsein, daß sie sie für ihren Mann und für die Sache ertrüge, die unbedingt gut war, weil er ihr diene. Sie war immer in Gedanken bei ihrem Manne, und wie sie früher niemand geliebt hatte, so konnte sie auch jetzt keinen andern lieben als ihren Mann. Aber die ergebene und reine Liebe Rabatows zu ihr rührte und erregte sie. Er, ein moralischer und starker Mensch, Freund ihres Mannes, bemühte sich, mit ihr wie mit einer Schwester zu verkehren; aber in seinem Benehmen gegen sie kam noch etwas mehr zum Vorschein, und dieses etwas Mehr erschreckte sie beide und verschönte jetzt gleichzeitig ihr schweres Leben.

So waren also vollkommen frei von Verliebtheit in diesem Kreise nur Marja Pawlowna und Kondratjew.

Vierzehntes Kapitel.

In der Hoffnung, mit Katjuscha allein zu sprechen, wie er gewöhnlich nach dem gemeinsamen Thee und Abendbrot gethan, saß Rechljudow neben Krylow und unterhielt sich mit ihm. Unter andrem erzählte er ihm von dem Benehmen Makars gegen ihn und teilte ihm die Geschichte seines Verbrechens mit. Krylow hörte aufmerksam zu und ließ seinen glänzenden Blick auf Rechljudows Gesicht haften.

„Ja,“ sagte er plötzlich, „mich beschäftigt oft der Gedanke, daß wir hier zusammen mit ihnen, neben ihnen gehen, mit wem? — mit eben den Leuten, derentwegen wir auch in die Verbannung ziehen! Aber dabei kennen wir sie nicht nur nicht, sondern wollen sie gar nicht kennen. Sie aber, noch schlimmer als das, hassen uns und halten uns für ihre Feinde. Das ist schrecklich.“

„War nicht schrecklich,“ sagte Nowodworow, der dem Gespräch zugehört hatte. „Die Masse ist stets roh und unentwickelt,“ sagte er mit seiner zitterigen Stimme.

In diesem Augenblick ertönte hinter der Wand ein plötz-

licher Ausbruch von Geschimpfe, das Stoßen von Menschen, die sich an der Wand prügelten, Stettengelirr, Getreisch und Geschrei. Jemand wurde geschlagen, man schrie: „Hilfe!“

„Sind das Tiere! Was kann zwischen ihnen und uns für eine Gemeinschaft bestehen?“ sagte Nowodworow ruhig.

„Du sagst: Tiere. Aber Rechljudow hat hier soeben von einer Handlung erzählt,“ sagte Krylow erregt und erzählte, wie Makar sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, um einen Landsmann zu retten. „Das ist schon nicht mehr tierisch, sondern heldenhaft.“

„Sentimentalität!“ sagte Nowodworow ironisch. „Für uns ist es schwer, die Gemütsbewegungen dieser Leute und die Beweggründe ihrer Thaten zu verstehen. Du siehst hier Grobmut, es kann aber eben so gut Meid gegen den Zwangsarbeiter sein.“

„Daß Du doch nie an einem andern Gutes sehen willst,“ meinte mit plötzlichem Eifer Marja Pawlowna (sie stand mit allen auf dem Duzfuß).

„Ich kann nicht sehen, was nicht da ist.“

„Wieso nicht da ist, wo der Mensch einen schrecklichen Tod riskiert?“

„Ich denke,“ sagte Nowodworow, „daß, wenn wir unsere Aufgabe vollbringen wollen, die erste Bedingung die ist“ (Kondratjew legte das Buch hin, das er bei der Lampe las, und hörte seinem Lehrer aufmerksam zu), „daß wir nicht darauf los phantaisieren, sondern die Dinge so ansehen, wie sie sind. Thun muß man alles für die Massen, aber nichts von ihnen erwarten; die Massen bilden den Gegenstand unserer Thätigkeit, können aber, so lange sie träge sind wie jetzt, nicht unsere Mitarbeiter sein.“ begann er, als hielte er eine Vorlesung. „Und deswegen ist es vollkommen illusorisch, von ihnen Unterstützung zu erwarten, bevor der Entwicklungsprozeß vor sich gegangen ist, der Prozeß der Entwicklung, auf die wir sie vorbereiten.“

„Welcher Entwicklungsprozeß?“ begann Krylow, rot im Gesicht werdend. „Wir sagen, wir wären gegen Willkür, aber ist das nicht die allerschrecklichste Willkür?“

„Rein, keine Gewalt,“ antwortete Nowodworow ruhig.

„Ich sage nur, daß ich den Weg kenne, den das Volk gehen muß, und ihm diesen Weg zeigen kann.“

„Aber warum bist Du überzeugt, daß der Weg, den Du zeigst, der richtige ist? Ist das nicht Despotismus, aus dem die Inquisition und die Hinrichtungen der großen Revolution hervorgegangen sind? Sie kannten auch durch die Wissenschaft den einzigen wahren Weg.“

„Der Umstand, daß sie sich geirrt haben, beweist noch nicht, daß ich mich irre. Und dann ist ein großer Unterschied zwischen den Hirngespinnsten der Ideologen und den feststehenden Ergebnissen der ersten Socialökonomie.“

Die Stimme Nowodworows erfüllte die ganze Zelle. Er allein sprach, alle andern schwiegen.

„Innere streiten sie,“ sagte Marja Pawlowna, als er für einen Augenblick verstummte.

„Wie denken Sie selbst denn über den Fall?“ fragte Rechljudow Marja Pawlowna.

„Ich denke, daß Anatol recht hat, daß man dem Volk nicht unsere Ansichten aufdrängen darf.“

„Sonderbare Vorstellung von unsern Aufgaben,“ sagte Nowodworow und begann, böse, schweigend zu rauchen.

„Ich kann nicht mit ihm reden,“ sagte Krylow im Flüster-ton und verstummte.

„Ist auch weit besser, nicht reden,“ sagte Rechljudow.

Fünfzehntes Kapitel.

Obgleich Nowodworow von allen politischen Verbannten sehr verehrt wurde, und obgleich er sehr gelehrt war und für sehr verständig galt, rechnete Rechljudow ihn zu denjenigen Wesen, die in Bezug auf ihre sittlichen Eigenschaften unter dem Durchschnittsmaß stehen und zwar ganz beträchtlich. Die geistigen Kräfte dieses Menschen — sein Dividend — waren groß; aber seine Meinung von sich — sein Divisor — war ganz unüberhältnismäßig größer und überwog bei weitem seine geistige Kraft.

Er war ein Mensch von ganz entgegengesetzter geistiger Beschaffenheit wie Simonson. Simonson war einer von denjenigen Leuten (vorzugsweise männlicher Gattung), bei

denen die Handlungen aus der Thätigkeit der Gedanken austreten und von ihr bestimmt werden. Nowodworow dagegen gehörte zu der Kategorie von Leuten (namentlich weiblicher Gattung), bei denen die Gedantenthätigkeit teils auf Erreichung der vom Gefühl hingestellten Ziele, teils aber auf Rechtfertigung der von den Sinnen hervorgerufenen Handlungen gerichtet ist.

Die ganze Thätigkeit Nowodworows stellte sich, trotzdem er sie mit schönen Worten und mit sehr überzeugenden Argumenten zu erklären verstand, für Nechljudow im Grunde genommen nur als Prahlerei dar, als Wunsch, vor den Leuten die erste Rolle zu spielen. Dank seiner Fähigkeit, sich fremde Gedanken anzueignen und sie genau wiederzugeben, hatte er anfangs, während der Lehrzeit inmitten von Docenten und Schülern, wo diese Fähigkeit hochgeschätzt wird (Gymnasium, Universität, Magisterwürde), diese erste Rolle inne und er war befriedigt. Als er aber das Diplom erhielt und aufhörte zu studieren, da hörte dieser Vorrang auf, und er änderte — wie Arhizow, der Nowodworow nicht liebte, Nechljudow erzählte —, um in der neuen Sphäre den Vorrang zu erhalten, plötzlich seine Ansichten vollständig und wurde aus einem gemäßigten Fortschrittler ein Radikaler. Dank der Abwesenheit moralischer und ästhetischer Charaktereigenschaften, die Zweifel und Schwanken hervorrufen, nahm er sehr bald die seine Eigenliebe befriedigende Rolle eines Parteiführers an. Nachdem er einmal die einzuschlagende Richtung gefunden hatte, zweifelte er, schwankte er nicht mehr und war deswegen überzeugt, daß er sich niemals irrte. Alles schien ihm ungewöhnlich einfach, klar und keinem Zweifel unterworfen. Und bei der Beschränktheit und Einseitigkeit seines Blicks war wirklich alles einfach und klar und war, wie er sagte, es nur nötig, logisch zu sein. Sein Selbstvertrauen war so groß, daß es die Leute nur entweder von sich abstoßen oder sich unterordnen konnte. Und da seine Thätigkeit unter sehr jungen Leuten vor sich ging, die sein unbegrenztes Selbstvertrauen für Tiefsinnigkeit und Weisheit hielten, so ordnete die Mehrheit sich ihm unter, und er hatte großen Erfolg.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Das waren glückliche Zeiten, als ich von der ganzen chinesischen Sprache, Geschichte und Geographie, Religion und Philosophie, Kunst und Technik, Verfassung und Rechtspflege nichts weiter wußte als den einen leuchtenden Namen — Taen-Ar-Hee. In der Leipzigerstraße zu Berlin hatte er gewohnt, in den Fensterstößen der Pferdeboxen war sein Name eingegraben, und eine holde Legende ging von Mund zu Mund, daß sparsame Töchter von Kommerzienräten die zimmernen Kapseln von Weinflaschen pfundweise an ihn verkauften und in diesem Handel eine gewinnbringende Beschäftigung fanden.

Das war die Maieblüte meiner chinesischen Unschuld, als ich mein ganzes Wissen in dem Namen Taen-Ar-Hee erschöpfte. Aber allmählich verwandelte sich unter dem Zwang der Verhältnisse meine göttliche Unwissenheit. Mein Sprachschatz bereicherte sich — Li-Hung-Tschang — Kiantchou — Tjingtan — Kaifum — Ko-nig — Ti-ler — Mittel — — — kurz ich begann ein Fachkennner zu werden. Und heute weiß ich so viel von China, daß ich mir in schwachen Stunden übertriebenen Selbstbewußtseins sogar einbilde, ich wüßte fast so viel wie der Graf Bülow. Freilich, wenn ich mir die Umstände vernünftig überlege, so sehe ich ein, daß solches unmöglich der Fall sein könne, weil mir ja meine chinesischen Kenntnisse nicht mit 50 000 M. jährlich honoriert werden wie dem großen Bülow, der dafür nur zwei bis drei Wige im Jahre, wenn auch solche von viel-tausendjähriger Kultur, zu machen braucht.

Aber ob der Graf Bülow schon einmal den „Peking Local-Anzeiger“ und „Antifremdenblatt“ gelesen hat — das möchte ich doch bezweifeln. Ich aber habe neulich einen älteren Jahrgang durchblättert!!

Dies Peking Organ unterscheidet sich vorteilhaft von den europäisch-berlinischen Prekerzeugnissen. Tagesneuigkeiten verschmäht es mitzuteilen; die Vorgänge der abendländischen Politik werden nur flüchtig unter Verbreden und Unglücksfällen, mitunter auch unter den Viehmarktberichten notiert; Morde, Diebstähle, Ehebrüche und gefallene Kasse finden überhaupt keine Würdigung. Dagegen giebt man sich eifrig philosophisch-märgelhaften Betrachtungen hin, spekuliert über die ewigen Dinge dieser Welt, und ist bemüht, die Menschen zur Vernunft und Tugend zu erziehen, welche letztere Eigentümlichkeit dem besonders grell zeigt, wie rückständig diese Peking Journalist ist.

In welcher Weise meine chinesischen Kollegen ihr Handwerk auffassen und ausüben, dafür seien nachstehend ein paar Proben beigebracht. Für die Uebersetzung übernehme ich gern die Verantwortung, dagegen möchte ich meine Leser mit der ehrenvollen Verantwortung

für den Inhalt betrauen. Erwähnt sei noch, daß ich die kleine Sammlung dem lokalen Teil des Peking Organ entnommen habe.

Mittel gegen schlechten Geruch. Vor einer Woche gingen, als die leuchtende Blume des Lichts am Himmel vor der Nacht den Nech zu schließen anhub, ein chinesischer Mann und ein Fremdling über ein weites Feld.

Das weite Feld aber war bedeckt mit den Leichnamen gelber Soldaten. Die Geier fraßen an ihren Körpern und dicke, lange Würmer krochen aus Augenhöhlen, Mund und den blutenden Pforten geschneelten Fleises.

Der chinesische Mann, als er dies sah, senkte sein Haupt und senzte: Meine Brüder!

Der weiße Mann aber, der durch die Lande wandelte, und dem Bolle den süßen Honig der Nächstenliebe verkaufte, wie sie die erhabene Wissenschaft Je-Schu's den leidenden Sterblichen kundet, hob stolz das Haupt und sprach: Zeugen unsrer Tapferkeit! Unsrer Tugenden sind feste losgegangen. (Das Original bedient sich hier des Peking Dialekts. Anmerkung des Verfassers.)

Der chinesische Mann aber sprach ernst: Ich armseliger Staub unter den goldenen Sohlen Deiner Herrlichkeit, frage Dich, Du strahlender Fremdling aus dem weisen Paradiese des Westens: Wie straft man bei Euch die Unholde, die Menschen töten mit giftigem Metall aus der Ferne, nur weil sie ihrer Unerbittlichkeit nicht zu Willen waren?

Da lachte der weiße Sendbote der Sagen Je-Schu's und sprach: O Du kleiner Schäfer von Schligang' und Hängezopf! Strafen sollen wir die Helden, die ihr Recht wahren gegenüber dem gelben Gesindel!

Der chinesische Mann aber sprach ernst: So belohnt man bei Euch also wohl die, die meiner unwürdigen Brüder jammervolle Geschöpfe zertreten, wie die wimmelnden Ameisen des dürren Bodens.

„Aber natürlich!“ erwiderte da fröhlich der Weiße. Wir haben für so was 'ne Art Tarif. Per fünfzig Tote giebt's immer einen höheren Orden. Mit dem Eidechsenschwanz beginnen die Auszeichnungen, dann steigen wir über den Krokodillenorden mit Drachenzähnen empor zu dem Stern der vierfachen Klapperschlange.“ (Der Peking Localreporter scheint sich in der abendländischen Ordens-technik nur mangelhaft zurecht zu finden. Nimm, des Uebersetzers.)

Da senkte der gelbe Mann sein Haupt noch tiefer und fragte den Fremdling: „Und so befahl Euch Je-Schu?“

„Allermal und kräftig“ — antwortete heiter der Weiße. „Giebt's denn eine edlere Aufgabe, als diese schmutzigen Heiden von der Erde Gottes auszuwischen!“

Der gelbe Mann aber senkte die Stirn fast bis zum Boden und schwieg.

Zu dieser Stunde begab es sich, daß eine weiße Jungfrau über das Feld luftwandelte; sie glänzte aber seiden von Haar und Augen und Lippen und Gewand und junger Kraft. Und in ihrer Stimme war der Schein des Mondes zur Zeit der Sommerdüste.

„Was verschafft mir die Ehre, Comtesse,“ sprach der weiße Mann zu der Jungfrau, die seiden glänzte von Haar und Augen und Lippen und Gewand und junger Kraft.

„Ach, ich wollte mir nur mal das Leichenfeld ansehen, Hochwürden, das ist so interessant“, flüsterte sanft die Jungfrau und spähe eifrig, wie die dicken Würmer über die schwarzen Jopse glitten wie Wagen auf Schienen.

Indem stieg ein Wind auf und trieb herüber von dem Lager der Verwesenden.

Die Jungfrau aber schrie jäh auf und umkrampfte mit bebenden schlanken Fingern die zarte weiße Nase; „Pui, wie das riecht! Kommen Sie schnell fort, Hochwürden!“

Da richtete sich der gelbe Mann empor aus tiefer Versunkenheit und sprach: „Gegen diesen Geruch, weiß ich ein Mittel, o wunderschöne Jungfrau.“

Neugierig näherte sich die Jungfrau dem gelben Mann, der aber schwang hastig sein Schwert und seine Stimme sauste wie der Stahl, als er schrie: „Du wirst unsere Verwesung nicht mehr riechen, weiße Jungfrau.“

Da hieb er die Nase ab von dem Antlitz, das seiden glänzte an Haar und Augen und Lippen und junger Kraft.

Die Jungfrau jedoch und der weiße Mann begannen zu schmähen: „O Du Barbar, Du Unhold, Du grausamer Schänder!“

„Lehrtest Du mich nicht so, Du erhabener Sendbote Je-Schu's, daß das Schwert das Wesen aller Dinge sei, und das Mittel, schlechten Geruch zu bannen,“ sprach der gelbe Mann, und sein Gesicht war verzerrt.

Der weiße Mann aber fuhr fort, zu jammern und geiern: „O Du blinder, blutiger Heide! So fällst Du, Undankbarer, über uns her, da wir Dich unser Bestes zu Lehren streben — die Nächstenliebe Je-Schu's.“

Das gelbe Herz. Im rohen und rauhen Westen der Erde, so finden uns wohlerfahrene Reisende, haufen die Völker in den dunklen Höhlen des Aberglaubens. Ihr Geist hat keine gläsernen Fenster, durch die das Licht scheint. Mit rostigem Eisen sind die Türen des Lichts verschmiedet.

Diese Völker glauben, daß es unter den Menschen Kasten giebt, die von Geburt göttlich begnadet sind. Und in den Aeren dieser

Kleines Feuilleton.

Menschen der ersten Klasse, so meinen sie fest, rümt nicht rotes, sondern Blut von der Farbe des Indigo.

Noch unwissender und abergläubischer jedoch sind ihre Ansichten von uns Söhnen der Sonne, die wir die Mitte der Welt beherrschen. Weil wir gelb sind von Haut, glauben sie, daß auch unser Herz gelb sei, und weil unser Herz gelb ist, so fühlt und schlägt es anders — so meinen sie — wie ihr eigenes Herz und jedes Menschenherz, das unter dem Licht des Himmels das Leben hämmert. Das ist ein gefülltes Herz, meinen sie, dieses gelbe Herz, unfähig hoher Empfindungen, stumpf gegen Kränklingen und feig und duldsam jedem Schimpf.

Und weil sie an dies anders geartete gelbe Herz glauben, so überfielen sie eines Tags eine Provinz des Reichs, das die Sonne liebt. Und sie zerhieben mit dem Schwert einen Sohn des Reichs, also, daß sein Herz aus der Hüt des Leibes hervorquoll. Als sie nun aber gewahrten, daß auch das Herz des gelben Menschen rot sei, wie ihr eigenes, erschrafen sie heftig und flohen von dannen, und kamen um.

In den dunklen Höhlen des Aberglaubens hausen die Völker im rohen und rauhen Westen, so künden uns wohl erfahrene Reisende.

Die Kunst zu regieren. In einer südlichen Provinz des Reichs, das die Sonne liebt, war einst ein Schulze.

Es lag um das Dorf an den Ufern des Flusses und hohe Dämme sicherten es gegen die lebenshassende Flut. Eines Tages aber, da der Sommer glühte, berief der Verwalter des Dorfes die Ältesten zu sich und sprach: „Seht, diese Dämme verweigern den Blicken die Aussicht auf die Schönheit des Wassers. Reizen wir sie ein, auf daß wir sehen können.“

Der Älteste der Ältesten warnte vor der drohenden Regenzeit.

Der Verwalter aber lachte und sagte: Sommer ist's und keine Wolke unter der Sonne, und der Regen ist ein Gespenst, das tapfere Männer nicht schreckt.

Da gingen sie hin und rissen die Dämme ein und alles erfreute sich an der Aussicht auf die Weite des Wassers.

Es ging aber der Sommer vorüber, und es begann die Regenzeit. Furchtbare Ströme entwandte endlos der trübsüchtige Himmel, und die Flut schwoh und drohte dem Dorf und den Reisfeldern. Schon spielte das tobende Wasser an den Grenzen und schwemmte die Ernte in seinen Schoß.

Die Frauen und Männer und Kinder des Dorfes liefen angstvoll und schrien um Hilfe.

Da ging der Verwalter mit sich zu Rat und berief die Ältesten und sie verhandelten lange. Es wurden aber Schleier ausgebreitet über das Haus, in dem der Verwalter mit den Ältesten saß, also, daß jeder im Dorfe glaubte, die Weisheit selber sitze zu Gericht und alle Gefahr sei vorüber. Und das Volk ward ruhig und jauchzte über die Klugheit seiner erfahrenen Obrigkeit.

In Wirklichkeit aber sahen der Verwalter und die Ältesten stumm bei einander und wußte keiner ein Mittel der Rettung. Doch als sie den ganzen Tag über so miteinander geschwiegen, verfassten sie ein Protokoll und ließen es durch das Dorf ausrufen. Die Vortschaff aber lautete:

„Wir, der Verwalter des Dorfes und die Ältesten des Dorfes, sind zu Rate gegangen ob der Wassergefahr, die unsre Hütten gefährdet, unsre Reisern und unser Leben. Wißt aber, daß wir alle zu völliger Einstimmigkeit über Ursache, Weisen und Abwehr solcher Not gediehen sind.“

Beliebet also ruhig zu sein und nichts zu besorgen! Der Verwalter der Gemeinde und alle Ältesten der Gemeinde sind einmütigster Ueberzeugung, daß die Not ihre Ursach und ihr Wesen habe in dem Wasser, will sagen in dem Fluß und in dem Regen. Einmütig sind wir ferner der Ueberzeugung, daß wir der weisen Eingebung des Verwalters Dank schuldeten, der uns veranlaßte, die Dämme an Flusse einzureißen, die weil wir sonst nicht einmal — mangels der Aussicht — die drohende Gefahr zu sehen vermocht hätten, was wir jetzt nach Beseitigung des Hindernisses klar und hell vermögen.

Weiter aber sind wir der einhelligen Ansicht, daß geboten ist, alle Interessen gleichermäßen wahrzunehmen, niemand zu schädigen, und in Uebereinstimmung und allseitiger Berücksichtigung dessen, was in Anbetracht der Verhältnisse nach reiflicher Ueberlegung als notwendig erscheint, auf einer mittleren Linie maßvoll aber energisch vorzugehen.

Endlich haben wir einmütig beschloffen, daß der Regen aufzuhören habe, und wir werden nicht verfehlen, gleichzeitig Sühne und Genugthuung in den gelübhtenden Grenzen aber mit allem Nachdruck von dem Element zu fordern.

Dermaßen sind sämtliche Schwierigkeiten zur Befriedigung gelöst und die patriotische Gemeinde blide vertrauensvoll in die Zukunft!

Nachdem das Volk diese Vortschaff der Weisheit und Rettung vernommen, veranstaltete es ein Freudenfest und brachte dem Verwalter und den Ältesten einen Fadelzug. Als aber die Fadeln fröhlich brannten, kam die Flut über das Dorf und löschte alle Fadeln, Häuser, Felder und Leben. . . .

So las ich im Belinger Anti-Fremdenblatt. Ich bereue nicht, chinesisch gelernt zu haben.

Joc.

er. Nach Tege. Am Oranienburger Thor stiegen noch mehr Passagiere ein. Der Wagen war jetzt ganz besetzt, im Mittelgang standen sogar ein paar Ueberzählige und auch auf dem Hinterron mußte man sich drängen. Die Fahrgäste extrugten es mit lachendem Humor. Die beiden jungen Mädchen rückten noch enger zusammen, ihr Begleiter trat dicht an die Barriere, um noch einem Neuantömmeling Platz zu machen, nur die alte Dame verzog das Gesicht und sprach etwas von „zu eng“.

„Nach Tege ist es immer so voll!“ sagte der Herr mit der goldenen Brille. „Kommen Sie nur erst mal Sonntags her, dann kann man froh sein, wenn man überhaupt noch mitkommt. Neulich hab' ich vier Wagen müssen vorbeifahren lassen.“ „Ah—h, das kann man in der Woche auch erleben“, warf der Begleiter des jungen Mädchens ein, „noch dazu bei dem Wetter, jetzt ist's ja noch früh — aber warten Sie man noch so zwei Stunden, ich sage Ihnen — die reine Völkerverwanderung!“ „Tege ist aber auch wundervoll!“ sagte das blonde, junge Mädchen.

„Na und ob.“ — Der Herr mit der Brille lächelte geschmeichelt, er war offenbar ein Eingeborener und empfand das Lob seiner Heimat, als wäre es ihm selber gespendet. „Wo haben Sie denn überhaupt noch solche Wälder? Den ganzen Grunewald gebe ich hin für Tege.“

„Besonders die Partie nach Heiligensee zu —“ pflichtete der junge Mann bei — „diese Hügel und Täler und der Boden ganz voller Erd- und Heidelbeeren, so etwas hast Du überhaupt noch nicht gesehen!“ Er nickte dem brünetten jungen Mädchen zu.

Die Blondine stimmte ihm lachend bei: „Ja, Du wirst Augen machen, Trude, diese Bäume, alles wahre Niesen und das Unterholz so dicht — man hat manchmal Mühe durchzukommen. Weißt Du noch Fritz, den Weg am Fieß entlang?“ — sie sah zu dem Bruder auf und wandte sich dann wieder zu ihrer Freundin — „da steht nämlich alles voller Hopfen. Bis in die Baumkrone rankt er hinaus, und wenn man hindurch will, muß man ihn zurückschlagen wie eine Gardine. Da wollen wir auch wieder hin heut, ja Fritz? Das muß Trude sehen.“

„Na, da zeigen Sie nur dem Fräulein zuerst den See — fiel der Herr mit der Brille wieder ein — „der See ist doch die Perle von Tege!“

„Ja, da wollen wir auch zuerst hin“, sagte der junge Mann — „Weißt Du“ — er wandte sich wieder an seine Schwester — „wir fahren dann mit dem Dampfer nach Tegefort und gehen nachher durch den Wald nach Tege zurück. Am Nachmittag sind wir im Schloßgarten und zeigen Trude die Lindenallee und das Humboldt-Denkmal, und wenn wir nicht zu müde sind, strolchen wir gegen Abend noch die Wälder am Fieß ab, oder gehen nach Weidmannslust hinüber.“

„Ja, das wollen wir machen“, erwiderte die Schwester. „Wir können ja von Weidmannslust zurückfahren.“ Dann schob sie den Arm unter den der Freundin und zog sie aufzubelud an sich heran. „Rein, wie ich mich freue, daß wir wieder nach Tege kommen, — Tege ist ein Paradies — sage ich Dir — Tege ist entzückend — ach, ich meine, es muß für jeden Menschen ein Fest sein, wenn es heißt: nach Tege.“

„Na, ich bin wirklich gespannt“, — entgegnete die Freundin. „Sie werden Ihre kühnsten Erwartungen noch übertroffen finden —“ meinte der Herr mit der Brille.

„Weit übertroffen —“ stimmte der junge Mann ihm bei, dann wandte er plötzlich den Kopf: „Na, was kommt denn da?“

Ein dunkler Schatten fiel über den Perron, ein anderer Straßenbahnwagen wurde dicht hinter dem ersten sichtbar. Es stand aber kein Passagier darauf, auch war kein einziges Fenster daran zu sehen, dunkelgrüne Wände schlossen das Innere von oben bis unten gegen jeden neugierigen Blick.

Auf dem Perron erhob sich ein allgemeines Gelächter: „Die grüne Minna!“ rief ein halbwüchsiger Junge. „Windheims Kinderwagen!“

„Er fährt nach Plöyensee, nicht wahr?“ fragte das blonde Mädchen.

Der Bruder bogen sich seitwärts zum Wagen hinaus und las die Inschrift auf der Seitenwand des Grüns, dann wandte er sich wieder um und sagte mit einem Blick über den Perron: „Nach Tege!“

Das Lachen und Schwatzen verstummte für einen Augenblick, alle Blicke hingen an dem Grünen, dann schauderte das blonde Mädchen plötzlich zusammen und die feine Kallbua fester um den Hals ziehend sagte sie: „Rein, was ist das? mich friert, ist es denn mit einem Mal kälter geworden?“ —

Musik.

Nur wenige Worte seien einer abermaligen Neueinstudierung eines älteren Werks in der unermüdbaren Morwiz-Oper gewidmet. „Dinorah oder Die Wallfahrt nach Floerme!“ eine „komische“ (das heißt eine nicht „seriöse“, nicht im „großen Stil“ gehaltene) Oper von Meyerbeer aus seiner letzten Zeit, war 1859 zu Paris und dann mit obligatem Jubel auch an deutschen Opernbühnen aufgeführt worden. Die Hervorziehung eines Stücks wie dieses in unsrer Zeit bietet Gelegenheit, noch einmal zu prüfen, ob wir denn als höchstkommandierender alles Effekts erkannten Meyerbeer nicht

doch Unrecht gethan haben und ob er sich nicht im leichten Genre von besseren Seiten zeigt. Vergebens! Gerade eine solche Vorführung, an die man mit so indifferentem Anteil herantritt, verrät der Meister der für die vornehme Gesellschaft trachteten Kunst erst recht als solchen. Das gefährdetste Verderben jeder Kunst: daß nämlich nicht die Teile dem Ganzen zuliebe da sind, sondern das Ganze seinen größeren Teilen und diese wiederum ihren noch kleineren Teilen zuliebe — das hat sich wieder mit dem Erfolg einer Längeweile gezeigt, die um so grauensamer ist, je reicher die Interessantheiten gehäuft sind. Vergessen wir aber nicht, daß der Grundzug unseres heutigen Musiktreibens in Oper und Konzert kaum etwas Besseres ist als eine solche Meyerbeer'sche Konzertsoper mit Hirtengefängen und Schalmeyen und einem „Schattentanz“ und einer Pige und einer Vision und einer Harpe und einer Nachtstimmung und einem Brückensturz und einem Gebet und einem Wahnsinn — fehlt nur noch eine Einlage aus Richard Wagner und eine aus Rossini und ein Schimmel.

Die Aufführung interessirte vornehmlich durch die Trägerin der Titelrolle, Josefine Tischer. Sie hatte sich neulich als Baronin im „Wildschütz“ nach anfänglichem Schwanken recht gut gemacht und zeigte sich diesmal als gewandte Koloraturfängerin und im Spiel wenigstens als tüchtige Mimikerin. Sie möge sich jedoch geraten sein lassen, ihre Gesangskunst mit daneben auch noch den plastischen Theil ihrer Spielkunst eifrig weiter zu bilden. Vorerst fehlt's noch am festen Treissen und an der gleichmäßigen Durchbildung der Stimme; mit der Zeit kann sie eine Größe des lyrischen Gesangs werden. Eine Weiterbildung dürfte auch für Herrn Joseph Fanta, zunächst im Sprechton, rätlich sein; und der Requiemmeister oder der Regisseur sollte doch dem Jäger nicht ein Horn geben, das unmöglich die dazu aus dem Orchester zu hörenden Klänge erzeugen kann. — sz.

Aus dem Tierleben.

— Zwei Vögel auf einem Nest. Die „Tägl. Rundsch.“ weiß einen Fall zu erzählen, wonach zwei verschiedene Vogelpaare auf einem Nest nisteten. Der Beobachter entdeckte das Nest in einem Rhododendrongebüsch, als es erst halb fertig war. Nach den Baustoffen, die zum Nest verwandt waren, mußte das Nest einem sehr gewöhnlichen Vogel, dem Grauskehler oder der Braunelle (Accentor modularis) gehören, aber nach seiner Größe und nach der Zweigen und Sträuchermassen, die auch darin sichtbar waren, hätte es auch das Nest eines andern Vogels sein können. Der Nestbau schritt von Tag zu Tag vorwärts und gewann mehr und mehr das Aussehen eines Amstelnestes. Schließlich war es fertig; ein paar Tage darauf lag schon ein Ei darin, das sicher ein Grauskehler-Ei war. In den nächsten Tagen enthält es ein zweites Ei, ebenfalls ein Grauskehler-Ei, am nächsten Tage ein drittes, das seinem äußeren Aussehen nach nur ein Amstel-Ei sein konnte. Die Eizahl in dem Nest wurde allmählich größer, und schließlich bestand das ganze Gelege aus 4 Grauskehler- und 4 Amstel-Eiern. Als Brutvogel sah zuerst eine Amstel auf dem Nest; aber die Grauskehler-Eier waren für sie zu viel, und sie zerbrachte zwei. Da hinderte der Beobachter den weiteren Brutversuch, indem er sich des Nestes bemächtigte und so die ungleichen Paare zum Bau zweier getrennter Nester zwang, da ja vorauszusehen war, daß die Eintracht, mit der sie das alte Nest hergestellt hatten, für das Brutgeschäft nicht vorhielt, so daß dem Gelege des einen oder andern Theils Vernichtung bevorstand. Aber immerhin bleibt die Thatsache beachtenswert, daß zwei verschiedene Vogelarten, nachdem sie beide dieselbe Stelle für einen Nestbau geeignet gefunden hatten, auch beide zusammen dort in aller Eintracht, aber jeder nach seiner Eigenart, seinen Teil am Nest baut und es belegt. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Petunien. W. Weizenborn schreibt in der Wochenschrift „Kerthus“: In ersten Drittel des vergangenen Jahrhunderts war es, als man mit wohlkriechenden, weißblühenden Petunia nictaginiflora und der schön dunkelarmoisivrotten, aber geruchlosen Petunia phoenicea Lindl. künstliche Befruchtungsversuche machte. Als man dann die Mannigfaltigkeit der Farben, die Größe und den Bau der Blumen kennen lernte, fanden sich Gärtner, die diese Pflanzen in Spezialkultur nahmen. Neue Farben und Zeichnungen tauchten auf, es kamen die geaderten, die grünrandigen, eine karminrote mit weiß und hellrot gestrichelt und gespriht, der dann weiß und rot gestreifte und im Jahre 1858 die erste gefüllte bunte folgten. So ging es fort Jahr für Jahr, so daß wir heute über eine Anzahl Hybriden verfügen, die es uns ermöglichen, für jeden Zweck, für jeden Platz die passende Petunie auszuwählen zu können. Wir haben niedrige, buschig wachsende, halbhohe und in der neuesten amerikanischen Züchtung Howard's Star-Petunia, eine 1 1/2 Meter hochwachsende, beiderseits zur Velleidung von Vallons, Lanzen re. geeignete Petunie. Obgleich man bei den anderen Pflanzenarten die Beobachtung machen kann, daß die gefüllt blühenden Sorten einen gewissen Vorzug genießen, so hat sich doch bei den Petunien immer noch die einfache Blume einer großen Beliebtheit zu erfreuen. Viel mag dazu beitragen, daß die aus Samen gezogenen Pflanzen nur etwa zu einem Drittel gefüllte Blumen bringen. Dann sind aber auch die einfachen großblumigen, namentlich die gefranzten Sorten, von so großer Schönheit, und bei den kleinblumigen Arten zeigen sich die Blumen von so großer Fülle, was man von den gefüllt blühenden nicht immer sagen kann. Was

die Blütenfarbe betrifft, so haben wir heute sämtliche Farben und Zwischenfarben im Handel, ausgenommen die gelbe und auch diese wohl vielleicht in nicht allzuferner Zeit gezogen werden, haben wir doch jetzt schon eine Züchtung mit gelblichem Schland.

Die Aussaat geschieht zeitig im Frühjahr in lauwarme Beete oder Töpfe, doch hat auch eine Aussaat direkt ins freie Land bei einzelnen Arten Erfolg; eine regelmäßige Feuchtigkeit ist Bedingung. Die Vermehrung kann auch durch Stedlinge geschehen, die man vom Frühjahr bis zum Herbst machen kann, im August für die zu überwinterten. Das Gießen hat im Winter nur mäßig zu geschehen. Es giebt wenig Kulturpflanzen, mit denen sich eine so große Wirkung erreichen läßt, sie sind zur Ausschmückung unserer Gärten, Terrassen, Veranden, Balkone unentbehrlich geworden durch ihre große Mähwilligkeit, ihre wechselnden Farben und vor allem durch ihre großen, weithin leuchtenden Blüten. In Amerika sind sie besonders beliebt als Einfassungspflanzen für Stauden und Gehölzgruppen, geben aber auch einen vornehmen Vasenschmuck ab. —

Physikalisches.

— Eine interessante Beobachtung an sensiblen Flammen, über die R. Schmidt in den Verhandlungen der deutschen Physikalischen Gesellschaft berichtet, teilt die Wochenschrift „Mutter Erde“ mit: Läßt man aus einem senkrechten Glasrohr, dessen oberes Ende man zu einer Spitze ausgezogen oder bis auf eine 1 bis 1 1/2 Millimeter weite Oeffnung zugeschmolzen hat, Leuchtgas unter dem Druck einer etwa 15 Centimeter hohen Wasserfäule ausströmen, so erhält man eine 40—60 Centimeter lange, schlanke, ruhig brennende Flamme. Wird in deren Nähe ein Geräusch oder ein hoher Ton erregt, so beginnt sie zu zischen oder zu brausen und verkürzt sich zugleich nahezu um die Hälfte. Läßt man zwei hohe Töne, etwa aus zwei Galton-Pfeifen, die miteinander im Einklange stehen, erklingen, so tritt die gleiche Erscheinung auf, wie wenn nur einer dieser Töne auf die Flamme einwirkt. Verändert man nun die Tonhöhe des einen Pfeifens, so verliert sich die Form und wird zugleich zum kräftig wirkenden Resonator auf den Differenzton beider. Sind die beiden Töne nur um wenige Schwingungen verschieden, so häupt der obere Teil der Flamme im Salte der Tonschläge auf und nieder. Beim allmählichen Wachsen der Differenz beider Töne zuckt die Flamme zunächst immer schneller auf und nieder; später hört man den Differenzton von der Tiefe aus rollend emporsteigen und kann ihn deutlich verfolgen, bis seine Höhe 2—3000 Schwingungen beträgt. —

Humoristisches.

— Fatal. Junger Arzt (der bisher vergeblich auf Patienten gewartet und zu seiner Freude eines Tages doch einen Kranken im Sprechzimmer findet): „Ah, was fehlt Ihnen, mein Lieber?“

Michelbauer: „Ach, ich wollt' nur fragen, Herr Doktor, ob Sie mir nicht die Adress' von Ihr'm Vorgänger sagen können?“

— In der Nahrung. Bräutigam (nach der salbungsvollen Traurede dem Geistlichen gerührt die Hand reichend): „Ich danke Ihnen sehr für die trostreichen Worte, Herr Vicar!“

— Empfehlung. „Vertreiben Sie denn auch alle häuslichen Arbeiten — z. B. Feuer machen?“

„Und ob! Ich hab' schon einmal ein ganzes Haus angezündet!“

(Fliegende Blätter.)

Notizen.

— Genryl Sienkiewicz, der polnische Romanschriststeller, soll zu seinem im November stattfindenden Schriftsteller-Jubiläum von seinen Verehrern ein sehr praktisches Geschenk erhalten. In Warschau haben die Sammlungen schon begonnen und man hofft, dem Diebling der Nation ein Landgut darzubringen. Auch in Deutschland ist mitunter für einen belarnten Dichter gesammelt worden, so beispielsweise für Diliencron. Das Ergebnis war leider kein Landgut, sondern eine nationale Plamage. —

— Eine Dante-Feier veranstaltete die Dramatische Gesellschaft Bonn am 10. Juli in Erinnerung an den von Dante selbst in das Jahr 1300 gelegten Beginn seiner Wanderung durch das Jenseits. —

— Das Amt als ständiger Syndikus der Bühnen-Gesellschaft hat Landgerichts-Direktor Gappe (Berlin) übernommen und wird dasselbe am 1. September d. J. antreten. —

— Das Dresdener Schauspielhaus plant für den Beginn der nächsten Saison einen Grillparzer-Cyclus, der mit dem dramatischen Märchen „Der Traum ein Leben“ am 8. September seinen Anfang nehmen soll. —

c. In London kommen in diesen Tagen wertvolle Reliquien des Schauspielers und Bühnenleiters David Garrick (geb. 1716, gest. 1779) zur Versteigerung. —

ar. Ein neuer Planetoid wurde, wie der Astronom Barbard in der „Naturwissenschaftlichen Rundschau“ mitteilt, von den Herren Wolf und Schwabmann in Heidelberg photographisch entdeckt.